

2020

Kolumnen Stadtentwicklung

Das Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP) veröffentlicht eine monatliche Kolumne in der Luzerner Zeitung zum Thema Stadtentwicklung.

www.hslu.ch/cctp
sites.hslu.ch/architektur
www.luzernerzeitung.ch



**Luzerner
Zeitung**

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Weiterhäuseln oder Konzentration im Hochhaus?

Es ist müssig, darauf zu verweisen, dass sich die Siedlungsstrukturen gerade entlang der Riviera am Vierwaldstättersee von Weggis bis Gersau, aber auch an anderen, nicht mehr nur nach Süden gerichteten Lagen, immer weiter den Berg hoch fressen, immer exponiertere Lagen in Anspruch nehmen. Langsam werden die Reste einer obstbaumbestandenen Vorbühne heroisierter Berge in Beschlag genommen durch blockwurbefehrte Einfamilienhäuser, oft nur Zweitwohnsitze, dafür mit einer Vielzahl von Parkplätzen, bevorzugt in Einstellhallen. Eine Lösung, mit der nur wenige glücklich sind. Sie zeigt aber eines klar auf: Die gängigen Denkmuster im Siedlungsbau versagen gerade an solch exponierten Lagen.

Alternativen sind gefragt. Eine davon wurde in der Agglomeration von Luzern in den letzten Jahren an verschiedenen Orten erprobt: hochverdichtete und vor allem in die Höhe entwickelte Quartiere. Allerdings: Der Widerstand wird auch hier immer stärker und es zeichnet sich ab, dass mit diesem Modell der Druck auf die kleineren Dörfer entlang dem Vierwaldstättersee nicht wirklich abgebaut werden kann.

Halten wir also fest: «Verdichtung» in Form der bestehenden «Störungen» wird nicht die Lösung sein, genauso unrealistisch ist ein umfassender Stopp von Neubauten an den exponierten Lagen des Vierwaldstättersees. Deshalb sehe ich als einzig mögliche Alternative, das Wachstum an ganz wenigen Stellen in hochdichten

Bebauungen zu konzentrieren. Eine Illusion? Momentan sicher nicht einfach umzusetzen, ist



Stadtentwicklung

für die Gemeinden die Waffe der Wahl doch vorab eine Einschränkung der Bauzonen.

Lassen wir uns inspirieren von einer Idee, die bereits ein halbes Jahrhundert alt ist: An der Expo von 1964 schlugen Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter die Grün-

dung neuer Städte vor, publiziert in der Schrift «achtung: die Schweiz». Vielleicht sollten wir etwas bescheidener ein neues Dorf ins Auge fassen. Daraus entstünde wohl eine höchst spannende Diskussion: Wo könnte, müsste ein solches Dorf heute zu liegen kommen, wie wäre, ein solches Dorf zu organisieren, und wie müsste die Mehrwertabschöpfung verteilt werden, die ja mindestens regional wirksam werden müsste?

Im Moment scheinen wir der Vorstellung einer radikalen Konzentration der Baumassen zwar rational folgen zu wollen, um unsere Ziele einer nachhaltigen Entwicklung doch noch zu erreichen. Emotional hingegen scheint das Mass vielerorts erreicht. Die Suche nach Ausgewogenheit ist eine kollektive

Aufgabe und der müssten wir uns stellen. Eine mögliche Einsicht, zu der unsere Pandemie-Erfahrungen durchaus wertvolle Impulse liefern könnten.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern. Einmal im Monat äussern sich Professoren zu städtebaulichen Themen. Ihre Ansichten müssen nicht jener der Redaktion entsprechen.

Kolumne zur Stadtentwicklung

Die immobile Unvernunft

Stellen Sie sich folgendes Szenario vor: Auf dem öffentlichen Parkplatz vor Ihrem Haus sitzen am reich gedeckten Frühstückstisch ihre Nachbarn und auf einem anderen werden Yogaübungen gemacht. Trotz gültigem Ticket wäre die Irritation gross und ein Aufschrei garantiert. Denn schliesslich parkt man dort Autos, was anders hat keinen Platz. Aber muss das so sein?

Ein Parkplatz ist mehr als nur eine Abstellfläche. Er ist zugleich Symbol eines veralteten Verständnisses von Mobilität. In Zeiten von Carsharing und Homeoffice lohnt es sich, dieses auf seine Sinnhaftigkeit hin zu überprüfen. Denn ein Fahrzeug, das stillsteht, erfüllt seine Aufgabe nicht und degradiert wertvollen Stadtraum zur

Abstellfläche. So ist es nicht verwunderlich, dass die Ära der autogerechten Stadt zu Gunsten eines nachhaltigen Mobilitätskonzepts abläuft. Dabei geht es nicht so sehr darum, ob ein Auto elektrisch oder fossil angetrieben wird, es geht vielmehr darum, Mobilität in der Stadt komplett neu zu denken, den individuellen motorisierten Verkehr drastisch zu reduzieren und Stadtraum neu zu verteilen.

Schon immer waren die Mobilität und ihre Wandlung ein wichtiger Treiber für die Stadtentwicklung. Gerade jetzt sind die Chancen für Veränderungen gewaltig: Homeoffice und die Coronapandemie werden das Einkaufen im Internet noch mehr verstärken. Die Folgen sind gewaltig.

Selbst renommierte Warenhäuser in den Innenstädten gehen angesichts von Amazon und Co in die Knie. In Deutschland spricht man bereits von der Verödung der Innenstädte. Ein Parkplatz vor dem Ein-



Stadtentwicklung

kaufsladen löst dieses Problem nicht. Stattdessen müssen Innenstädte aufgewertet werden. Dafür benötigen wir Platz, der zum Verweilen und Konsumieren einlädt und dem

Besucher mehr bietet als das schnelle Besorgen von Waren. In der Gestaltung der Innenstädte kommt heute ein weiterer Aspekt dazu: Die Folgen des Klimawandels in Form von Hitzetagen und wechselnden Wetterereignissen wie starker Regen oder lange Dürren, erfordern vermehrt Grünzonen und Flächen, die Wasser aufnehmen können auch in der Stadt. Massnahmen, die allen Bewohnern und Bewohnerinnen und auch dem Handel zugutekommen.

Was wäre aber, wenn wir Mobilität kollektiv denken? Wenn wir uns von der fixen Idee lösen, dass alle ihr eigenes Auto brauchen? Klar, der Verzicht auf den Besitz des Wagens muss durch einen Mehrwert auf der anderen

Seite kompensiert werden und die Erreichbarkeit des Zielortes garantiert sein. Zum Beispiel durch eine Mobilität, die uns 24h zur Verfügung steht, ohne dass wir Zeit mit der Parkplatzsuche vergeuden, weil Sammeltaxis, Carsharing, Mietvelos etc. das ÖV-Angebot ergänzen. Einsteigen, Aussteigen, wo es einem passt. Und das Gewerbe in der Stadt koordiniert den Lieferservice. Wo früher Parkplätze waren, sind nun Tische, Bänke, Baumalleen oder Velospuren. Ein Miteinander unterschiedlicher Geschwindigkeiten und Nutzungen.

Wohlgemerkt geht es nicht um die Abschaffung von Mobilität in der Stadt, aber es geht um Konzepte, die die Attraktivität unserer Innenstädte wieder

erhöhen, die auf veränderte Lebensgewohnheiten reagieren, die Wirtschaft stärken und Stadtraum neu organisieren. Für gelebte Nostalgie ist der Stadtraum zu kostbar. Zum Glück haben wir ja das Verkehrshaus in Luzern. Meines Wissens stehen dort noch ausreichend Parkplätze zur Verfügung – vielleicht auch schon bald als Exponate.



Prof. Dr. Peter Schwehr
Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur

«Die Gemeinden stehen unter Druck»

Mehrere Ortschaften im Kanton Luzern wollen derzeit ihren Dorfkern aufwerten. Ein Experte weiss, wieso.

Interview: Fabienne Mühlemann

Ufhusen, Flüfli, Buchrain, Ruswil, Hitzkirch, Grosswangen oder auch beispielsweise Buttisholz (siehe Box): Die Dorfkernaufwertung ist im Trend – das bestätigt die kantonale Dienststelle Raum und Wirtschaft. André Duss, Projektleiter Raumentwicklung, führt dies auf die Revision des Raumplanungsgesetzes zurück. Denn eine Folge dieser ist, dass in vielen Gemeinden derzeit die Revision der Ortsplanung läuft. Mit dem am 1. Mai 2014 in Kraft getretenen Änderungen wurde gefordert, dass die Siedlungsentwicklung nach innen gelenkt werden soll und kompakte, qualitätsvolle Siedlungen zu schaffen sind. «Mittlerweile sind die Gemeinden viel sensibilisierter auf die Entwicklung nach innen und haben dies als eine ihrer Kernaufgaben wahrgenommen», so Duss.

Neben der gesetzlichen Grundlage sei der Trend zur Entwicklung des Dorfkerns auch auf die Bedürfnisse der Bevölkerung zurückzuführen. «Viele Dorfkern haben Probleme mit dem Verkehr, kämpfen gegen das Beizen- und Ladensterben und es fehlen attraktive Frei- und Aufenthaltsräume. Die Bevölkerung will, dass in dieser Hinsicht eine Verbesserung stattfindet», sagt Duss. Peter Schwehr, Dozent an der Hochschule Luzern – Technik und Architektur sowie Stadtentwicklungskolumnist für unsere Zeitung, nimmt im Interview Stellung zur Dorfkernaufwertung.

Peter Schwehr, wie sieht ein «gelungener» Dorfkern aus?

Peter Schwehr: Das ist abhängig vom Ort. In meinem Verständnis trägt der Dorfkern zur Identität einer Gemeinde

bei. Er verbessert das Zusammenleben, schafft einen Mehrwert für die Einwohner und macht die Gemeinde attraktiv. Dies soll verhindern, dass die Menschen vom Land in die Stadt oder in eine andere Gemeinde ziehen.

Die Abwanderung in die Stadt ist vielerorts ein Thema.

Ja, denn die Stadt ist aufgrund des Angebotes und der kurzen Wege als Wohnort attraktiv. Ich kenne Dörfer, die haben nicht mal mehr einen Tante-Emma-Laden, ein Café oder eine Post. Daher stehen diese Gemeinden unter Druck. Es ist sehr wichtig, dass sie eine Gegenbewegung zur Abwanderung starten können – daher erneuern viele Gemeinde derzeit den Dorfkern.

Wie kann man die Dorfmitte wiederbeleben?

Die Motivation für eine Veränderung muss von den Bewohnern kommen. Jeder Ort hat eine eigene Charakteristik mit spezifischen Anforderungen an den neuen Dorfkern. Es ist wichtig, dass diese Prozesse mit den Betroffenen gemeinsam geführt werden. Dadurch entsteht Engagement und Identität. Bürgerbeteiligung heisst aber nicht, einen Wunschzettel ausfüllen zu lassen.

Für neue Dorfkern müssen allenfalls Häuser weichen oder Strassen umgestaltet werden. Ist dies machbar, wenn heutzutage jedes kleine Bauprojekt Einsparungen mit sich bringt?

Auch deshalb müssen die Betroffenen eingebunden werden. Die Aushandlungsprozesse erfordern Zeit und Geduld. Wünschenswert wäre es, wenn auf Abriss und grosse Eingriffe verzichtet

«Neben einer starken Stadt sollen auch weiterhin starke ländliche Gemeinden existieren können.»



Peter Schwehr
Experte Stadtentwicklung (HSLU)

werden könnte. Denn häufig geht damit baukultureller Wert und Identität verloren. Wenn möglich, sollte das Prinzip des Weiterbaus im Sinne einer qualitätsvollen Innenverdichtung prioritär geprüft werden. Doch häufig wird bei der Planung die Systemgrenze nur um das Verwaltungsgebäude im Dorfkern gezogen und die Gemeinde als Ganzes nicht berücksichtigt. Ein guter Dorfkern macht noch keine gute Gemeinde.

Nehmen wir als Beispiel Ufhusen mit rund 900 Einwohnern. Kann dort aufgrund der eher kleinen Bevölkerungszahl ein belebter Dorfkern entstehen?

Ich kenne den Dorfkern von Ufhusen leider nicht. Kleine Gemeinden verfügen häufig über geringere Ressourcen und sind einer grösseren Gefahr, zur Schlafgemeinde zu mutieren, ausgesetzt. Dennoch denke ich, dass die Grösse nicht ausschlaggebend ist. Das Bedürfnis nach Zusammenleben und Austausch ist nicht von der Grösse abhängig. Schlussendlich ist die Dorfkernentwicklung auch eine Frage der Angemessenheit. Man muss nicht in jeder Gemeinde die grossen Veränderungen machen, auch kleine Massnahmen können wirksam sein.

Bleiben wir bei Ufhusen. Dort gibt es seit 2019 kein Restaurant mehr, also auch keinen Ort, wo sich Vereine oder Freunde treffen können.

Meiner Ansicht nach braucht es nicht unbedingt das grosse Restaurant. Man kann auch andere Orte schaffen, wo die Menschen zusammenkommen können, wie zum Beispiel selbstverwaltete Räume oder einen Mittagstisch. Klar, mit einem Restaurant kommen allenfalls auch Gäste von ausserhalb. Doch das dient nicht primär dem Ziel, die soziale Interaktion innerhalb der Gemeinde zu stärken.

Welche Rolle spielt die Coronapandemie bei der Dorfkernaufwertung?

Zum Beispiel hat der Onlinehandel durch die Coronapandemie grossen Aufschwung erhalten. Das Einkaufsverhalten der Leute hat sich verändert. Inhaber von kleinen Läden stehen noch mehr unter Druck. In vielen Gemeinden sieht man, dass Ladenflächen in grosser Anzahl leer stehen. Die Gefahr besteht, dass eine fussnahe Versorgung

mit dem Wichtigsten nicht mehr gewährleistet ist. Dabei geht auch soziale Interaktion verloren. Die Dörfer müssen sich überlegen, wie sie durch die Erhöhung der eigenen Attraktivität dem Onlinehandel ein entsprechendes Angebot entgegensetzen können.

Und welchen Einfluss hat Homeoffice?

Wegen Corona arbeiten viele von zu Hause aus. Wenn in den Dörfern geeignete Coworking-Spaces vorhanden wären, würden wir unsere Nachbarn nicht nur bei den Elternabenden sehen und die private Wohnung wäre auch entlastet. Denn Corona zeigt, wie wichtig Nachbarschaft ist. Ein belebter Dorfkern als öffentlicher Raum, mit einem «Village-Office» oder einem Nachbarschaftstreff, könnte den Austausch initiieren und unterstützen.

Was sind weitere Herausforderungen, die bei der Siedlungsentwicklung nach innen auf die Gemeinden zukommen?

Das sind ganz klar finanzielle Aspekte und das Denken in neuen Lösungen. Eine Aufwertung des Dorfkerns ist ein längerer und ressourcenintensiver Prozess. Dabei müssen wir uns von gängigen Nutzungsvorstellungen und Vorschriften lösen können. Wenn das Dorfcafé am fehlenden Parkplatz scheitert, ist was falsch gelaufen. Die Gemeinden kommen letztlich nicht umhin, einen Mehrwert für die Einwohner zu schaffen. Es gilt, die drohende Abwärtsspirale bestehend aus Wegzug und Wegfall von Steuergeldern rechtzeitig zu stoppen. Neben einer starken Stadt sollen auch weiterhin starke ländliche Gemeinden existieren können.

Gastkolumne zur Stadtentwicklung

Zurück zur dicken Wand

Das Bauen hat sich seit dem beginnenden 20. Jahrhundert zunehmend von der «dicken Wand» für unsere Wohnhäuser verabschiedet. Die Aussenwände wurden immer dünner, bevor sie dann mit dem steigenden Bewusstsein gegenüber den energetischen Anforderungen mit einem Pelz überzogen wurden. Sie sind damit zwar wieder etwas dicker geworden, in ihrer Erscheinung aber sind sie brüchig und abweisend. Das mag daran liegen, dass die Wand immer diffusionsdichter werden musste. Die möglichst dünne Wand wurde jedoch auch zu einer massgebenden wirtschaftlichen Komponente: Unsere Baugesetze legten für die Baukörper meist maximale Aussenmasse fest. Das heisst: Mit einer dünnen Wand kön-

nen zusätzliche Quadratmeter an Mietfläche gewonnen werden. Doch nun steht allenthalben die Rückkehr der «dicken» Wand vor der Tür.

Die Klimaerwärmung hat Konsequenzen für das Bauen, denn überhitzte Innenräume bieten wenig Wohnkomfort. Als mögliche Massnahme wird im Moment die Fassadenbegrünung propagiert und zum Beispiel von der Stadt Wien gefördert. Ob dies wirklich die Lösung ist, muss sich noch zeigen. Sicher ist jedoch: Die Problematik des «urban heating» wird der Beschattung unserer städtischen Fassaden in Zukunft einen grossen Stellenwert verleihen. Diese Beschattung kann mittels unterschiedli-

cher Massnahmen erreicht werden, von der erwähnten Begrünung, über stark auskragende Vordächer oder Gesimse bis zur starken plastischen



Stadtentwicklung

Gestaltung der Wände. Allen diesen Massnahmen gemein ist, dass sie deutlich dickere Stärken der Aussenfassade mit sich bringen.

Das Problem dabei liegt nun aber in den oben angesprochenen Baugesetzen, denn sie bestrafen das Erstellen von dicken Wänden, weil diese zum anrechenbaren Nutzungsmass mitgerechnet werden. Hier ist es darum wichtiger, neue Regeln zu definieren als Einzelmassnahmen, wie die grüne Fassade, zu fördern. Regeln, die es ermöglichen, die notwendige Tiefe für Beschattungsvorrichtungen unterzubringen – dazu gehören auch die Beete, die für die Bepflanzung von Fassaden notwendig sind. Dies bedingt ein Umdenken bezüglich baurechtlicher Bestimmungen, weit über die 10 bis 20 Zentimeter hinaus, die für energetische Sanierungen an vielen Orten schon zugesprochen wurde. Interes-

santerweise finden wir die dicken Wände im traditionellen Bauen bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts, das heisst sie sind in unserer Baukultur noch gut vertreten. Hier werden wir genau hinschauen müssen und uns dann ernsthaft darum bemühen, wirklich tragfähige baugesetzliche Grundlagen zu schaffen.

Die grüne Fassade kann sicher nicht umfassend in unseren Städten Einzug halten. Eine höhere Fassadentiefe jedoch ergibt einen neuen Gestaltungsfreiraum, der nicht nur Gebäude hitzebeständiger macht, sondern der auch der immer stärkeren Gleichförmigkeit zeitgenössischer Fassadengestaltungen entgegenwirken kann. In diesem Sinne wäre es

nicht nur eine nachhaltige Reaktion auf die Klimaerwärmung, sondern auch ein Beitrag zu einer vielfältigeren Stadtgestalt, durchaus ab und zu mal mit einer schönen Fassadenbegrünung.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Status quo als verpasste Chance

Die Menschheit erscheint krisenerprobt. Erstaunlich wie schnell wir uns an die Massnahmen im Zuge der Covid-19-Pandemie gewöhnt haben und jetzt, nach Beendigung des Lockdowns, den Schalter möglichst schnell auf Normalbetrieb umlegen wollen. Als wäre die Covid-19-Pandemie nur eine kurze Episode, von der man später seinen Enkelkindern erzählen kann. Aber sicher nicht ein Anlass, um den bisherigen Lebensalltag zu reflektieren oder gar zu verändern. Getreu dem Motto: «Das erste Opfer der Krise war das

langfristige Denken.» Ein schnelles Zurück zum Status quo ist jedoch eine verpasste Chance. Leugnet es doch den dringenden Handlungsbedarf für den Umbau hin zu einer postfossilen Gesellschaft.

Das Klima erwärmt sich unvermindert, die soziale Ungerechtigkeit in der Welt wird dadurch noch weiter zunehmen. Neben Kriegen und Unruhen kommen nun noch vermehrt klimatische Bedingungen wie Dürre und Überschwemmungen hinzu, die für immer mehr Menschen

ein würdevolles Leben in der Heimat verunmöglichen.

Vergessen wir nicht: Die Coronakrise wie auch der Klimawandel sind beides zu lösende «Menschheitsaufgaben». Sie gefährden unseren Lebensalltag und geben Hinweise auf die Verletzlichkeit unserer Systeme. Trotz aller Unterschiede dieser beiden globalen Krisen gibt es doch viele Parallelen. Beides sind globale, nur schwer fassbare Bedrohungen, bei beiden geht es um die Gesundheit und eine intakte Umwelt als öffentliches Gut. Massnah-

men, Strategien und Prozesse, die im Zuge der Coronabekämpfung verordnet und erprobt werden, liefern wichtige Denkanstösse und Erfahrungen für die Gestaltung einer künftig postfossilen Welt und einer klimagerechten Stadt.



Stadtentwicklung

Anfangen von Frischluftschneisen und Grünzonen, über Wohnungen, die vielfältig genutzt werden können, bis hin zu Quartieren, die ein nachbarschaftliches Handeln fördern. Wir können uns dem klimagerechten Umbau der Stadt nicht entziehen, denn es geht um Leben und Tod. Laut einer Studie der Universität Bern sterben in einer Hitzennacht in Paris 200 Menschen. Zahlen, die selbst bei Corona nicht erreicht wurden und die uns Planenden in die Verantwortung nehmen. Solidarisches Handeln ist angesagt.

Solidarität ist zurzeit ein häufig gebrauchtes und strapaziertes Wort und ihre Prämissen sind weitgehend unklar. Denn nicht nur Risikogruppen, Ladenbesitzer und Künstlerinnen erfahren Solidarität, nein es fliessen viele finanzielle Mittel in die Unterstützung von kränkenden Branchen, die wenig Bereitschaft erkennen lassen, ihren Beitrag zum Schutz des Klimas zu leisten. Solidarität stösst hier an ihre Grenzen. So kann es meiner Meinung nach nicht sein, dass der deutsche Staat mit 9 Milliarden die Lufthansa unterstützt, aber kein Mitspracherecht haben soll. Was wäre, wenn Unterstützungsleistungen, analog dem kanadischen Modell, mit direkten Forderungen zur postfossilen Transformation verknüpft sind? Dann wäre die Solidarität eine echte Investition in die Zukunft. Die Solidaritätsbereitschaft der Gesellschaft und der Politik gilt es zu nutzen.

Die Zeit ist gekommen, den Schalter auf «vorwärts» und nicht auf «zurück» zu stellen. Aber ich höre sie schon wieder: Die Klimaleugner, die alle Zahlen der Wissenschaft in Frage stellen und sich über die Klimajugend lustig machen.

Die immer noch nicht begriffen haben, dass es kein Zurück auf dem Weg hin zu einer postfossilen Gesellschaft gibt. Das ist die wahre Risikogruppe, weil sie notwendige Entwicklungen behindert und künftige Generationen ihrer Zukunft beraubt. Solidarisch handeln heisst, den künftigen Generationen die Zukunft offenzuhalten. Wer jedoch das Rad der Geschichte zurückdrehen will, wird selbst unter die Räder kommen. Oder um mit den Worten von Charles Darwin zu sprechen: Es sind weder die Stärksten der Art, die überleben, noch die Intelligentesten, sondern die, die sich am besten auf Veränderung einstellen.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Office im Home?

Homeoffice ist en vogue. Wir sind nicht mehr dem penetranten Parfum des Gegenübers ausgesetzt, die Enge des Grossraumbüros wird mit dem freigeräumten Küchentisch getauscht und das Klima bedankt sich durch reduzierte Pendlerströme. Alle sind begeistert. Jetzt noch.

Was früher noch das Privileg von Wenigen war, und oft erst nach mühsamem Ausfechten mit der Chefetage zu Stande kam, ist nun massentauglich. Wir dürfen zu Hause arbeiten – nein, wir müssen zu Hause arbeiten. Die Covid-19 Pandemie hat eine Entwicklung beschleunigt, die schon lange vorher begonnen hat. Eine Win-win-Situation für alle, könnte man meinen. Aber Vieles was früher schon unklar war, ist auch heute noch nicht geklärt.

Sofapolster, Zugabteile, Flugzeugsitze und Coffeeshops mutieren schon seit langem zu Arbeitsstätten. Praktisch.

Überall und jederzeit arbeiten, meist alleine. Zugegeben, die Tools leisten mehr, als ich ihnen zugetraut habe. Online-Konferenzen sind erstaunlich effizient und ermöglichen Zusammenarbeit mit vielen Personen an den unterschiedlichsten Ecken dieser Welt in kürzester Zeit.



Stadtentwicklung

Wer aber glaubt, dass Tools und Plattformen die physische Begegnung und den Raum auf Dauer ersetzen können, irrt. Echter Austausch und Spontaneität, Zuhören, Beobachten, und aufeinander Reagieren kann damit nur sehr schwer

gemanagt werden. Denn Online-Konferenzen blenden Zufälliges und Feinstoffliches häufig aus und sind dadurch in ihrer Wirksamkeit limitiert.

Abgesehen davon, dass Unternehmen eine Firmenkultur nur schwer aufrechterhalten können, wenn Mitarbeitende sich nur noch online begegnen – ganz zu schweigen vom Aspekt der Identifikation der Mitarbeitenden – stellt sich die Frage, wie massentauglich Homeoffice eigentlich ist. Viele Firmen haben nun erkannt, dass grossflächig Büroraum eingespart werden kann und werden nun Homeoffice verordnen. Dies bedeutet für den Grossteil unserer Wohnungen ein Stresstest ungeahnten Ausmasses. Denn wir können nicht davon ausgehen, dass jede Wohnung über die geeignete räumliche und technische Infrastruktur für Homeoffice verfügt. Die Immobilienwirtschaft hat leider die Zeichen der Zeit immer noch nicht erkannt und hält an veralteten,

aber nach wie vor renditetauglichen Wohnungstypologien fest. Das Problem verlagert sich, schliesslich werden die Nutzerinnen und Nutzer sich schon damit arrangieren. Hat bis jetzt ja auch weitgehend geklappt. Doch es werden dringend neue Arten von Wohnungen benötigt, die multifunktional in unterschiedlichen Settings genutzt werden können.

Wenn aber das Office, und damit auch ein Teil des Unternehmens, plötzlich Teil des Homes wird, wo und wie verläuft dann die Trennlinie zum privaten Wohnen? Kommt das Unternehmen für die Kosten des Office auf? Und bietet dazu auch noch, quasi als Vertrauen 4.0, Leistungskontrollapp und Performance-score? Wie viel Selbstmanagement ist zugelassen und erwünscht?

Aber unter Umständen löst sich das Problem ja von selbst. Wenn wir davon ausgehen,

dass vor allem Routinejobs, das heisst standardisierte Arbeitsprozesse und -inhalte, die ein geringes Mass an direkter Interaktion benötigen, von zu Hause erledigt werden, dann werden genau diese Arbeiten das Stellenprofil einer künstlichen Intelligenz ausmachen. Ergo: Ist der Job weg, wird auch das Homeoffice obsolet. Und dann funktioniert auch unsere Wohnung wieder – vorausgesetzt wir können sie uns dann noch leisten.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Department Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Der Dichte mehr Raum geben

Corona lässt uns alle zu Expertinnen und Experten des Wohnens werden. Das Leben findet weitgehend in den eigenen vier Wänden statt und stellt unsere Wohnung auf eine harte Probe. Wir nehmen Räume anders wahr und die Qualitäten und die Defizite unserer Wohnung werden uns schlagartig bewusst. Was bisher eher ein Grundrauschen war, wird plötzlich zum tosenden Orkan. Spätestens dann, wenn einem buchstäblich die Decke auf den Kopf fällt bzw. der Laptop vom Küchentisch. Auf dem Prüfstand stehen aber auch die gängigen rendite- und effizienzgetriebenen Angebote der Immobilienwirtschaft: Der weggesparte Balkon führt dazu, dass Natur nur durch das dreifachverglaste Fenster erfahren wird. Ausgemergelte Grundrisse verhindern Flexibilität, Homeschooling findet auf dem

Sofa statt und die Toilette wird zum Rückzugsort. Wo ist der Spielraum, um meine Wohnung flexibel zu nutzen? Wo ist der private Aussenraum, der den Bezug zur Natur und mir Luft verschafft? Wo sind Gemeinschaftsräume, die eine gemeinsame Nutzung auch in Kleinstgruppen möglich machen und Interaktionen fördern?

Jede Krise bringt neue Einsichten. Das Bauhaus mit seinem Credo des gesunden und bezahlbaren Wohnens «Licht, Luft und Sonne» war auch eine Reaktion auf die unzumutbaren hygienischen Zustände in den Arbeitersiedlungen der Weimarer Republik. So gesehen bringt Corona auch die Chance einer Rückbesinnung auf nicht verhandelbare Qualitäten im Wohnungsbau; die Situation lässt uns das gängige Angebot der Immobilienwirtschaft

hinterfragen. Corona unterstreicht aber auch deutlich die Notwendigkeit von sorgfältig geplanten dichten Strukturen. Wer nun behaupten möchte, dass die Pandemie ein Beweis



Stadtentwicklung

dafür sei, dass zu viel Dichte schädlich sei, möge sich daran erinnern, wie viel Not durch eine funktionierende Nachbarschaft gelindert wurde – die überhaupt erst durch soziale Dichte und verdichtete Struktu-

ren entstehen konnte. Nur wer seinen Nachbarn kennt, kann auch helfen. Wer sich als Teil einer Gemeinschaft erlebt, wird solidarisch handeln können. Und dafür benötigt es Raum für Austausch, Begegnung, aber auch für individuellen Rückzug im Freien. Im Zwischenraum – im Dazwischen der Gebäude – entstehen Nutzungsspielräume, die das Gefühl für verfügbaren Raum erweitern und Dichtestress vermeiden. Denn nicht die Dichte ist das Problem, sondern die beliebige Anordnung anonymer Baumassen, die keine Luft zum Atmen lässt und Anonymität und Isolation fördert. Und schon kommen Anfragen, ob man die Plätze nicht «Social Distancing»-gerecht planen könnten. Es ist absurd, eine aussergewöhnliche Situation aus einem falsch verstandenen Sicherheitsbedürfnis zur Norm wer-

den zu lassen. Wir laufen Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Ich schlage eine andere Strategie vor: Verdichtete Strukturen benötigen nicht weniger, sondern mehr Zwischenraum, mehr Begegnungszonen und weniger Vorschriften der Nutzung. Anstelle eines grossen zentralen Ortes dezentrale kleinere und selbstverwaltete Orte. Das nimmt Druck aus dem System und die Menschen können sich besser verteilen und organisieren. Corona lehrt uns tagtäglich die Qualität spontaner und selbstorganisierter Aktionen in ihrer Wirksamkeit zu schätzen. Die Zeit ist reif, unseren bisherigen Planungsalltag und Vorstellungen von Städtebau und Stadtentwicklung zu überprüfen. Lebbendige und verdichtete Quartiere sind Ausdruck einer

hohen Baukultur und der haus- hälterische Umgang mit Boden und anderen Ressourcen ist und bleibt oberstes Gebot. Und verwechseln wir Verdichtung nicht mit Enge! Das ist ungefähr so, als würden wir den Begriff Social Distancing mit Nachbarschaftshilfe gleichsetzen wollen.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Mietnomaden und Trockenwohnen 2.0

Das Prinzip scheint einfach: Wird das Wohnen in der Stadt zu teuer, zieht Frau und Mann in die Agglomeration oder in ländliche Gemeinden. Dort sind die Mieten günstiger und man bekommt sogar für weniger Geld eine grössere Wohnung. Zu diesem Schluss kommt eine Studie der Raiffeisen-Gruppe. Eigentlich ganz praktisch, kann man damit doch auch den Wohnungsleerstand in der Agglomeration und auf dem Land beheben. Denn in Zeiten von Negativzinsen wird überall und vor allem viel gebaut; das Mantra der Immobilienbranche «Lage, Lage, Lage» gilt plötzlich nicht mehr. Ergo: ein historisch hoher Leerstand von Wohnungen, meist in suboptimalen Lagen.

Geblendet vom zu erwartenden Steuersubstrat sehen die Ge-

meinden die Chance im Wachstum. Sie weisen Bauzonen aus, ohne die Folgen abzuschätzen. Denn mit der einzelnen Wohnung ist es noch lange nicht getan. Jeder Bewohner und jede Bewohnerin mehr erfordert zusätzliche Investitionen in Infrastrukturen, Versorgungseinrichtungen, ziehen viele Familien hinzu, braucht es gar neue Schulen. Wird hier am falschen Ort gespart, entstehen durch Tristesse und Abwesenheit geprägte Schlafquartiere. Ohne echten Mehrwert. Abgesehen davon ist es absurd, anzunehmen, dass Stadt und Land beliebig ausgetauscht werden können. Das Land bietet ein anderes Lebensumfeld als die Stadt. Je nach Lebensphase und -stil passen die Überschaubarkeit des Dorfes dem einen mehr und der anderen weniger. Es ist

eben nicht nur das Kopfkissen, das umzieht, es ist die gesamte Lebensgestaltung. Wer auf das Land oder in die Stadt ziehen möchte, soll sich daher bewusst und nicht aus monetären



Stadtentwicklung

Gründen dafür entscheiden. Dies ist umso wichtiger, als Menschen, die aus finanzieller Not in eine ländliche Gemeinde ziehen müssen, zum Pendeln gezwungen sind. Ihren

Lebensmittelpunkt haben sie nach wie vor in der Stadt. Zu einem aktiven Dorfleben tragen sie meist wenig bei.

Bei der Gemeindeentwicklung ist der Umgang mit Wachstum ein zentrales Element. Dabei geht es vor allem um Qualität und nicht so sehr um Quantität. Was ist die Vision? Was macht die Qualität dieses Ortes aus? Wieso sollen Menschen dort wohnen und arbeiten wollen? Bei der Ausarbeitung der Vision, des «Big Picture», sind Gemeinden oft überfordert, die Wechselwirkungen machen die Aufgabe zu komplex. Moderierte Prozesse, die Einbindung der Bewohnerinnen und Bewohner als Ideengeber und andere Mitwirkungsformen sind eigentlich bekannte Verfahren. Leider werden diese aber bei der Entwicklung von

ländlichen Gemeinden selten genutzt. Hier ist deutlich Luft nach oben.

Die «Stadtflucht» hilft weder den Städten noch den ländlichen Gemeinden. Bezahlbarer Wohnraum für Menschen mit tiefen Einkommen zu schaffen, ist nach wie vor eine der dringendsten Herausforderungen einer jeden Stadtentwicklung. Und wer meint, dank Mietnomaden die Qualitäten und Eigenheiten von Siedlungen in ländlichen Gemeinden vernachlässigen zu können, versucht den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Diese Haltung erinnert eher an eine moderne Interpretation des Trockenwohnens zu Zeiten der industriellen Revolution. Damals bezogen Arbeiter die noch feuchten, neuen Wohnungen und wohnten sie

trocken – nur um dann gehen zu müssen, wenn die Wohnungen zu einem höheren Preis vermietet werden konnten. Moralisch war dies so fragwürdig, wie das heutige Vorgehen. Gebaute Qualität, ob in der Stadt oder auf dem Land, ist nicht verhandelbar!



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Von analog zu digital: Wie werden Bauwerke in der Zukunft gebaut?

Die Frage zur Rolle der Digitalisierung im Bauwesen treibt momentan die Branche merklich um. Kann sie aus dem Hauptverantwortlichen für unseren Ressourcenverbrauch – der Baubranche – den Musterschüler eines weitgehend CO₂-neutralen Wirkens machen? Oder führt sie einfach zur weiteren Beschleunigung des Projektierungsprozesses und ist somit reine Effizienzsteigerung, um bei den Erstellungskosten zu sparen? (Dass bei dieser Rechnung zu oft die Kosten des gesamten Lebenszyklus ausser Acht gelassen werden, sei hier nur am Rande vermerkt.)

Das Abwägen von Gefahren und Chancen der digitalen Entwicklung ist momentan nicht nur für Laien über-

sichtlich. Aber wenn es um die Herstellung von Bauwerken geht, lassen sich schon seit einiger Zeit massgebende Entwicklungen festmachen. Halten wir fest: Der Herstellungsprozess, verstanden als umfassende Tätigkeit der Planung und Erstellung von Bauwerken, ist für die Architektur die konstanteste gestaltungsprägende Komponente. Auch wenn dieser Prozess schon immer einer andauernden und kontinuierlichen Entwicklung unterlegen ist, lässt sich doch feststellen, dass die digitalen Möglichkeiten radikale Veränderungen mit sich bringen.

Im Vordergrund der Anwendung digitaler Tools stehen eher die scheinbar banalen digital getriebenen und weniger die hochspezialisierten

raffinierten Produktionstechniken. Das heisst, der mit einfachen Werkzeugen bestückte Roboter liegt uns näher als die fünf- oder siebenachsige



Spezial-Fräsmaschine, denn mit dem Roboter gelingt uns eine Annäherung an handwerkliche und teilweise auch an frühindustrielle Produk-

tionstechniken. Der Roboter ist die Fortsetzung eines Optimierungsprozesses, in dem über die Jahrhunderte hinweg Arbeitsabläufe und die Handhabung von Werkzeugen weiterentwickelt und verbessert wurden.

Der Roboter mauert die Backsteinwand oder fügt die Holzteile zu einer komplexen dreidimensionalen Schale. Beton wird in absehbarer Zeit wohl nicht mehr in aufwendig erstellten Schalungen gegossen, die nachher entsorgt werden müssen, sondern mit einer einfachen Spritzdrüse dreidimensional «gedruckt». In beiden Fällen handelt es sich entweder um die direkte Interpretation einer Handhabung der Werkzeuge oder aber des händischen Formens an sich.

Handwerk im umfassenden Sinne verstanden und weit über die Tätigkeit der Hand hinausreichend, ist der Wissensspeicher, mit dem eine nachhaltige Wirkung des Bauens verstanden und beurteilt werden kann. Aus diesem Handwerk heraus, und nicht als neuartige Herstellungsform, muss sich die digitale Fertigung etablieren. Sie wird in diesem Sinne immer in der Interaktion mit dem physischen Handeln des Menschen geschehen müssen. Das heisst, der Bauprozess, wie wir ihn heute kennen, wird sich langsam anpassen und wird immer in einer Wechselwirkung zum Handwerk stehen. In diesem Sinne muss die Pflege der Handwerkskünste, das heisst der hohen Fertigkeit der Ausübung eines

Handwerkes, zum Bildungsauftrag unserer Kultur gehören, wollen wir in der digitalen Ära weiter bestehen.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern. Einmal im Monat äussern sich Professoren des Departements zu städtebaulichen Themen. Ihre Ansichten müssen nicht jener der Redaktion entsprechen.